

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 12

Artikel: Annas Irrwege [Fortsetzung]

Autor: Jacot Des Combes, Sophie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 12 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Der Wanderer und der Bach. Von Martin Greif.

Wohin, o Bächlein, schnelle?
„Hinab ins Tal.“
Verhalte deine Welle.
„Ein andermal.“

Was treibt dich so von hinnen?
„Ei, hielt ich je?“
Willst du nicht ruhn und sinnen?
„Ja dort im See.“

Bist du schon gram der Erden?
„Ich eile zu.“
Du wirst schon stille werden.
„Nicht minder du!“

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

12

Ich überlegte. Von jeher lag in einem Schriftstück für mich etwas Unheimliches, da ich vom Vater wußte: „geschriebenes Wort ist bindend, aber für einen Ehrenmann ist das gesprochene genau so“, pflegte er hinzuzusehen. Und dann kam mir noch etwas ins Gedächtnis: er hatte mir an einer Weihnachten einen Tintenwischer geschenkt, auf dem stand: „Was du nicht sicher weißt, rede und schreibe nie!“ Wie einem in entscheidenden Augenblicken so dumm schenende Sachen einfallen, sah ich den Tintenwischer von rotem gepreßtem Leder vor mir, als wollte mich die ganze liebe häusliche Ehrenhaftigkeit in einer der folgenschwersten Stunden gegen den verkörperten Leichtsinn stützen und tragen. Ich benützte aber diese Erinnerung leider nur zu Frau Hüppis Gunsten, indem ich auf ihr gesprochenes Wort baute und zu meiner Sicherheit weiter nichts verlangte, als daß sie ihr feierliches Versprechen wiederholte, den Brief an Ceromsky vor meinen Augen zu verbrennen, sobald er ihr gedenkt habe.

Sie versprach, ach wie gerne sie versprach, alles was ich wollte, so oft ich wollte, begeistert, herauscht über meine Liebe und Treue und zerknirscht, daß sie je etwas Schlechtes habe von mir denken können, nein, eigentlich habe sie es auch gar nicht gedacht, es sei ihr nur so entfallen in der Aufregung.

Sie hatte den Füllfederhalter aufgeschraubt, floßte einen schwarzen Tropfen auf das rosarote Löschblatt, und ich schrieb den Brief.

Es waren nur fünf oder sechs Zeilen, und als er geschrieben da lag, fand ich schon selbst kaum mehr etwas Schlimmes dran, besonders in der Gewißheit, daß er ja morgen schon ein Raub der Flammen sein würde.

Dieses Morgen! Mein Andreas, wir wollen beide einmal tief Atem holen, damit wir es miteinander bestehen, in der Erinnerung, dieses Morgen!

Hüppi erschien am Mittag an unserer Tafel; ganz überraschend war er gekommen. Er sah mich mit traurigen Augen an, und ich senkte die meinen.

Am Nachmittag saß ich an meiner Maschine, beide Fensterflügel waren geöffnet, und warme, sonnige Sommerluft strömte mir um Haupt und Hände. Ich hatte meine Arbeit in den Schoß sinken lassen und saß mit weit offenen Augen dem flimmernden Grün des einzigen großen Birnbaums nach, der in dem kleinen Hausgärtchen stand. Ich dachte an Volketswil und an den Nachmittag, den ich im Walde lesend verbracht, so gewiß damals, als ich mein Buch zumachte, nun zu wissen, was Liebe sei. „So grenzenlos ist meine Huld, die Liebe, so tief ja wie das Meer. Je mehr ich gebe, je mehr auch hab ich; beides ist unendlich.“ Diese Worte, die mir als halbes Kind so groß und herrlich geschienen, daß ich sie noch jetzt mit der leise dem Wind sich anschmiegenden Bewegung der Blätter vor mich hinstören ließ, wurden mir, je mehr sie mich mit dem alten Zauber binden wollten, desto heftiger von meiner tiefen sehnsüchtigen Qual verneint. Je mehr ich hatte geben wollen, desto mehr nahm man mir. Frau Hüppi, der ich mich mit tausend seligen Freuden wie ein Kind der Mutter anvertraute, verwendete mich als Konjunktur, soviel wußte ich nun sicher. Herr Hüppi, den ich verehrte und liebte, fand Jubel in meinen Schmerzen. Ich aber wollte einen Herzschlag fühlen, der mit meinem Zusammenschlag, der mein Leid mit Leid, meine Freude mit Freude empfand. — So träumte ich, als gräßlich die Telephonklingel durchs Zimmer schrillte.

„Im Nu bin ich am Sprecher. — Herrn Hüppis Stimme — sehr kurz, sehr erregt. Ich möchte sogleich hinüber kommen, seine Frau und Bardelli seien dort, er habe mich etwas zu fragen.“

„Ja, sofort!“ rufe ich zurück, und während ich den Hörer in die Gabel fallen lasse, durchfährt es mich wie ein Blitz: Herrgott, mein Brief an Ceromsky, noch hatte ihn mir Frau Hüppi nicht zurückgebracht.

Ein paar Augenblicke später stand ich atemlos im Atelier. Der helle Borderraum, vom Nachmittagslicht durchwärmte, lag vor mir, hinter dem Vorhang der abgeschlossenen Ecke sprachen laute, sich übertönenende Stimmen.

Ich zögerte einen Augenblick weiterzugehen, noch hatte mich niemand eintreten hören — blieb ich, um zu lauschen, um Atem zu schöpfen?

„Anna wird dir sagen, was in jener Nacht vorgegangen ist, und daß der Herr dort eine ungeheuerliche Phantasie hat!“ hörte ich Frau Hüppis Stimme.

„Fräulein Anna ist ehrlich, ja die ist ehrlich, glaube ich“, ruf Bardelli, „man wird sehen —“

„Überhaupt, was wollen Sie noch von mir?“ das ist wieder Frau Margas Stimme, „Sie haben Ihren Schel, ich bin Ihnen keinen Cent mehr schuldig, wozu mir solch eine Schmuckerei machen? Glauben Sie, mein Mann hört auf so etwas, er verachtet Sie, er verachtet Ihre Angebereien!“

Ein wütendes Gebell des Italieners: „Ich lasse mich nicht auf die Straße setzen, hören Sie! Was liegt mir an dem Geld? brauche ich Geld? Doch nicht auf die Straße lasse ich mich werfen, wie ein Vazzarone, hören Sie?“

„Ich muß hinein“, sagte ich mir bei jedem neuen Wort und stand noch immer wie festgewachsen am gleichen Fleck. Ich hörte Hüppi hin- und hergehen. „Beruhigen Sie sich doch!“ klang nun sein gutmütiger Bass in die Fisstelstimme des Italieners, „Fräulein Keller muß ja im Augenblick hier sein.“

„Ja, da bin ich!“ rief ich und eilte dem Vorhang zu und mit dem Gefühl: es gibt keine Rettung! mitten in das Wespennest hinein.

Ein flehender Blick von Frau Hüppi umhüllte mich von oben bis unten. Ich stand da, fühlte mein Kleid zu eng werden und wartete auf die Frage, deren Inhalt ich bereits schaudernd als unentzimbar kommen hörte.

Der Italiener sperrte den Mund auf wie ein Karpfen und wollte auf mich zukommen, doch Hüppi wehrte es ihm mit einer unmöglich verständlichen Gebärde.

Die Lüge, die ich Ceromsky über das nächtliche Abenteuer des Italieners gesagt, die mir Frau Hüppis Augen befahlen hier zu wiederholen, brannte wie höllisches Feuer in mir. Was in aller Welt konnte Bardelli daran gelegen sein, daß Hüppi erfuhr, er war bis in sein Schlafzimmer vorgedrungen? Ich stand vor einem Rätsel.

„Bardelli, Sie halten jetzt gefälligst Ihren Mund!“ damit schob Hüppi den Italiener, der sprungbereit stand, ein wenig zurück.

Diesen winzigen Augenblick benützte Frau Hüppi, um mir zuzuflüstern: „Am Treppenabsatz, Anna! Er rast, er sagt, ich sei seine Geliebte!“

„Wo haben Sie Herrn Bardelli gefunden, als Sie meine Frau rief?“ kehrte Hüppi mir sein gespanntes Gesicht zu.

Ich stand wie in undurchdringlichen Qualm eingepreßt. Ich Hüppi anlügen? Es war unmöglich. Ich sah ihn hilflos an, und es fiel ihm wohl ein, daß ich über das Besprochene ja nicht auf dem laufenden sein konnte.

„In jener Nacht, als der Herr dort betrunken war, meine ich, haben Sie ihn da auf der Treppe oder im Zimmer meiner Frau aufgehoben?“

„Am Treppenabsatz.“ War das meine Stimme gewesen? Ja! denn schon entfesselte sich das Nachgeschrei:

„Menzognera anch' essa, bugie, bugie“, wütete Bardelli und drängte sich dicht an mich, mir ins Gesicht sauchend, so daß mich sein geifernder Schaum befeuchtete. „Und daß die Frau zu Ceromsky geht, Tag für Tag, ist auch das nicht wahr? Unterhält sich mit Herrn von Ceromsky wahrscheinlich auch im Treppenflur?“ und er ergriff mich, mein Kleid über der Brust zusammendrückend und schüttelte mich wie ein Hund die Raße.

„Mensch, Sie sind toll!“ rief Hüppi, ihn an den Schultern packend, und Frau Marga eilte mir zu Hilfe, mich in ihre Arme schließend, als ich den seinen glücklich entwunden war.

„Solch ein brutales Scheusal!“ zürnte sie, „Bob wirf ihn doch hinaus, den ekelhaften Menschen!“

Hüppi wischte sich den Schweiß ab. „Hier drin ist ein Dunst“, fluchte er, „wie im Rauchfang des Hexenkessels! Sie können morgen früh wieder zu mir kommen, wenn Sie in einem menschenwürdigen Zustand sind. Was meine Frau tut oder nicht tut, so lange Sie sich selbst nicht zu beklagen haben, geht Sie ja in Gottesnamen durchaus nichts an, mein Lieber, und was die verdammte Nacht betrifft, so scheinen Sie mir jedenfalls weniger zurechnungsfähig gewesen zu sein als diese beiden Damen, die dafür sorgen mußten, daß Sie glücklich in Ihr Zimmer kamen — oder nicht? — na also!“

„Ich werde zu Gericht gehen, gehen fragen, ob man mich darf verführen, mich betrunken nennen und dann auf die Gasse tun. Dann wird diese gemeine Frau auf der Gasse sein und das Fräulein mit ihren Lügen. Jawohl! Frage ich nach Geld? Bin ich ein Mensch, der nach Geld fragt? Meine Ehre will ich vor der ganzen Welt!“

Hüppi schob ihn sanft immer mehr nach dem Ausgang, endlich war er draußen. Seine Schritte tappten über die Holzdielen und hallten laut zu uns zurück. Ein unheimliches Schweigen zwischen uns dreien bis sie verklungen waren.

Hüppi stand vor seinem Schreibtisch und blätterte nervös unter seinen losen Papieren, Frau Marga saß auf der Chaiselongue, und ich war von meiner inneren Angst ins hinterste Eckchen abgescheucht worden, wo ich das Schandgeschwür meiner Lüge in weniger hellem Lichte wähnte.

„Brauchen wir eigentlich Fräulein Anna noch?“ hörte ich Hüppi seine Frau fragen.

„Doch, doch, ich bitte dich, Anna, bleibe! Du kannst Hüppi am besten jeden Zweifel nehmen wegen Ceromsky — ich bin noch ganz hin von dieser gräßlichen Szene — weiß Gott, es ist ein hartes Brot verdienen, dieses Pensionshalten!“

„Ja, aber liebe Marga, wozu denn die Sache mit Bardelli so über den Zaun brechen, wozu ihn von heute auf morgen fortschicken, ich muß dir gestehen, ich werde aus all dem nicht flug!“

„Mein lieber Bob, Anna kann dir bestätigen, wie aufdringlich der Mensch war; es ist dumm von mir gewesen, den Vorschuß von ihm zu nehmen, das gebe ich zu, wer aber kann auch ahnen, daß der Mensch verrückt wird, weil man so anständig war und aus Dankbarkeit ein bisschen Nachsicht mit ihm fühlte? Ich hatte die Hölle auf Erden, solange ich in seiner Schuld war, Anna, ist's nicht so?“ Ich nickte. „Und nun ich das Geld glücklich flott gemacht und es ihm ausgezahlt habe, wollte ich mich wirklich nicht länger mit ihm herumplagen.“

„Aber hättest du, zum Teufel, keine andere Form finden, oder mit mir vorher davon reden können?“ wandte Hüppi ein.

„Mein liebster Bob, wenn du nur den hundertsten Teil ahntest von dem, was ich dort drüben durchfachte, damit du hier ruhig arbeiten kannst, du frügest nicht so naiv wie ein gestern zur Welt gekommenes Kind. Du weißt, von Geschäften verstehst du nun einmal nichts — lasse mir wenigstens die Freiheit, sie für dich zu besorgen.“

„Und all seine Drohungen? Ist denn die ganze Geschichte aus der Luft gegriffen? ein Mensch kann sich doch nicht so Ungeheuerliches aus den Fingern saugen!“

„Meinst du das mit Ceromsky?“ Ein Blick von Frau Hüppi zu mir, daß ich meinte, der Verstand müsse mir Hilfe stehn — ein Blick und ein Griff in die Tasche. „Anna wird mir verzeihen, wenn ich dir ihr Geheimnis entdecke.“

Andreas, so muß es dem lieben Heiland zumute gewesen sein, als er des Judas Lippen auf seinem Antlitz fühlte wie mir zumut ward, — sie zog, sie schämte sich nicht, sie brachte es fertig, die Teufelin, meinen Brief an Ceromsky aus der Tasche zu ziehen, vor meinen Augen und zu sagen: „Hier, Lieber, Anna ist mir nicht böse, ich weiß es, lies!“

In mir erstarrte der letzte Blutstropfen. Dann schrie ich gellend auf in Todesangst: „Herr Hüppi, Sie werden doch nicht glauben, Sie werden doch nicht so etwas von mir glauben!“

„Liebe Anna, warum die Aufregung? weshalb soll Bob nicht verstehen, daß ein hübsches Mädel, wie du, von Fleisch und Blut ist? Was ist dabei so Fürchterliches?“

Ich stand mit geballten Fäusten, meine Augen fest auf sie gerichtet, bis sie aschfahl im Gesicht wurde, ihre Handflächen wie in Abwehr gegen mich erhob und in ihres Mannes Arme floh: „Bob“, rief sie, „schau, wie diese Anna aussieht, als wollte sie mich umbringen —“ und sich in der Festung von ihres Mannes Schutz geborgen fühlend, war sie schnell wieder Herrin über sich und mich: „Bob, sag du ihr doch auch, daß es kein Staatsverbrechen ist, wenn eine Frau ihrem Mann ein kleines Geheimnis verrät, liebe Zeit, solch eine Bagatelle unter weitherzigen Menschen!“

Ich hatte noch immer auf die Stelle gestarrt, auf der sie nicht mehr stand: endlich erwachte ich. Ich sah mit tränenseligen Augen hinüber auf das Ehepaar; meine Zunge klebte am Gaumen fest und ein gallenbitterer Geschmack im Mund raubte mir die Fähigkeit, die Lippen voneinander

zu bringen. Ekel schüttelte mich. Ich suchte nach Hüppis Augen — war es denn möglich, daß er ohne Bögern ihr glaubte, ohne mich noch einmal zu fragen? Er vermied es, mich anzusehen, er sprach mit seiner Frau, einen verächtlichen Zug um den Mund, der mir, nur mir galt. Sie redeten englisch miteinander. Ich ging stumm hinüber ins Haus.

Die Einsamkeit der Nacht war schauerlich. Alles brach über mir, in mir zusammen. Aller Glaube, alles Vertrauen in die Menschen und in mich selber. Keine Träne fand ich, die mich wenigstens noch meine eigene Wärme hätte fühlen lassen, ich war wie starr an Leib und Seele, und nur noch ein sengender Funke marterte mich, die Schmach, daß ich Hüppi belogen, und daß seine Verachtung für mich, wenn auch aus einem anderen Grunde, doch nicht grundlos war. Niemals wäre Frau Hüppi ihr schamloses Spiel gelungen, hätte ich vor Bardelli die Wahrheit bekannt. Doch vielleicht konnte ich morgen allein mit Hüppi reden, ihm alles sagen, ihn zwingen, daß er mir glaubte. Ich wälzte in meinem Kopf hin und her, welche Worte ich finden müsse, um ihn zu überzeugen, und in meinem Herzen brannte die nie zu heilende Wunde, die ich mir selbst geschlagen. Hatte ich nicht an Bardelli genau so gehandelt wie Frau Hüppi an mir? Die Wahrheit geschändet, einen Menschen in Verzug gebracht, nicht nur heute bei Hüppi, sondern damals auch bei Ceromsky. Und vielleicht hatte er so schwer gelitten, wie ich nun litt; ich zweifelte nicht mehr, daß sich Frau Hüppi verführt und daß sie seine Geliebte gewesen wie sie Ceromskys Geliebte war.

Um nächsten Morgen packte ich meinen Koffer und nahm Abschied von Frau Hüppi.

„Anna, wirst du mir nie verzeihen können?“ sagte sie, während sie mir das Geld für den letzten Monat auf den Tisch legte, aber sie wagte es nicht, mich anzusehen. „Du lieber Gott, und was soll nun draußen aus dir werden, so unerfahren wie du bist?“ fiel sie in den alten Ton, der den Ekel in mir fast zur Raserei werden ließ. Bitter, ach Andreas, jeder süßen Regung beraubt, antwortete ich: „Frau Hüppi, mir Erfahrung beizubringen, haben Sie es wahrhaftig an nichts fehlen lassen — warum Sie mir so spät gekommen ist, das ist mir heute ein Rätsel —“ und ein Gedanke schoß mir durch den Kopf — der Brief, noch immer hatte sie ja den unglückseligen Brief. Es wurde mir heiß und kalt, schon das Davonsprechen tat herzerreißend weh. Aber ich raffte mich zusammen: „Bitte, Frau Hüppi, geben Sie mir nun endlich den Brief oder verbrennen Sie ihn noch vor meinen Augen, wie Sie versprochen haben.“

„Liebe Anna“, rief sie, „was denfst du denn? Gestern abend habe ich den Brief verbrannt, und Ceromsky weiß auch bescheid, daß ich ihn diktiert habe — nur Hüppi — Anna, verzeih mir!“

„Kein Wort mehr!“ stieß ich hervor, „ich extrage es nicht mehr —“ und lief davon.

Draußen luden Lydia und Pauline meinen Koffer auf den grauen Stoßwagen eines Dienstmannes, dem ich die Adresse eines christlichen Hospizes gab, die mir vor ein paar Tagen als Propaganda zugeflogen war. Ich händigte ihm mein Reisetäschchen und sein Trinkgeld ein und ließ ihn fahren.

Behutsam schlich ich auf einem Umweg in Hüppis Atelier, voller Sorge, Frau Margas scharfen Augen nicht entrinnen zu können.

Zu Tode betrübt trat ich in den geliebten Raum. Hüppi hatte eine neue Figur aufgebaut, mich, sitzend. Wie eine Knospe aus starker Blüte sich entfaltend, lag mir ein Kind an der Brust. Ich sah und vergaß alles. — Hüppis Stimme wedete mich: „Nun, Fräulein Anna, kommen Sie, um mir Adieu zu sagen? Ja, sagen Sie mir heute ruhig Lebewohl. Durch Sie weiß ich nun allerhand. Meine Figur zerschlagen, Ihr eigenes feines Bild da drinnen, — er tippte sich auf die Brust — zerschlagen, und dort steht meine Demeter-Madonna, gerade in dieser Nacht ist sie mir eingefallen.“

Ich bekannte, Tränen in den Augen, meine Schuld. Ich flehete ihn an, mir zu glauben. — Er glaubte mir nicht. „Herr Hüppi“, schluchzte ich in Verzweiflung, „wenn Sie mir nicht glauben, so ist alles zu Ende.“

Er unterbrach mich: „Sie sagen, man kann meiner Frau nicht glauben? und wie sollte ich Ihnen trauen?“ Er sah mich ernst und mahnend an, traurig.

(Fortsetzung folgt.)

Frühjahrswanderung über den Längenberg.

Von Frieda Schmid-Marti.

Harsh streicht der Wind über die neuverschneiten Felsen, die am sonnseitigen Hang gegen die Bütschelegg zu in der Nachmittagssonne liegen. Die Luft pridelt wie Schaumwein. Davon wird der Kopf hell und die Augen weit zum Schauen. Wir gewinnen das letzte Rainlein, das auf die Egg führt und erklimmen die Hügelhöhe. Zum erstenmal sehe ich die Gegend im Wintergewand. Die Steigung verlangsamt den Schritt, oder ist es die ungeahnte, überwältigende Sicht auf die Berge da drüber? Zu dem blau-weißen Kranz dieser fremden, mir ganz fremden Berge! Da wuchten sie, weiß, weich, in fließendem Silber, ohne edige Ranten, ohne schroffe Runsen, ohne gähnende Schründe, in bläulich-violette Schatten gehüllt. Nichts ist da, das an die naßen, scharfgezeichneten, in den Himmel sich türmenden Sommerberge erinnert. Auch die schwarzbewaldeten Hügelzüge der Vorberge sind anders, neu, eigenartig, fremd. Scharf dunkeln sie das helle Bild ab.

Hinaus aus Fron und Ketten, zu den lichten Höhen! Hier oben ist die Welt groß und weit. Winterenge Stuben machen das Herz tot und den Blick stumpf. Hier oben wird uns Freude und Helle. Viel Last wird von uns genommen und viel Starre fällt von uns.

Auf der schön geschwungenen, weißen Straße geht es abwärts nach Hasli und weiter nach Riggisberg, vorüber an bereiften Niedern, von denen der Wind den Schnee fortstegt. Auf übereisten Wiesen tummeln sich Kinder, zifeln und laufen Schlittschuh. Spärlich waren die Freuden dieses Winters für sie. Aber heute sieht man Augen blitzen und Wangen leuchten. Sicher und siegesstolz gleiten die Kleinen auf den glänzenden Jungen hin und her. Der Föhn, der vor ein paar Tagen die erste dünne Schneedecke weggeschmolz, ließ ein paar lustige Bächlein hangab in die Wiesen rinnen. Jetzt sind die Seelein im Frost erstarrt und das Glück ist zu den Kindern gekommen

Hasli heißt das kleine, schmucke Nest, das wir passieren. Ein paar Häuser, behäbig und gut gepflegt, um

ein altes, heimeliges Wirtshaus geschart, das, abseits der großen Heerstraße, heute im sonntäglichen Frieden liegt und gerade darum so heimelig anmutet. — Von diesem Flecken aus zweigt rechts ab eine Straße. Am Wegweiser steht: Riggisberg. (Eine Stunde). — Eine Stunde! — Liebes, altes Meni, das du meine Kindheit behütet, wie gerne wollte ich jetzt eine Stunde bei dir einkehren, jetzt, da ich dir so nahe bin. Aber wer zu Fuß wandert und nicht mit lausendem Kraftwagen durchs Land jagt, muß sich ans fauchende Züglein halten und froh sein, wenn dieses ihn zur bestimmten Stunde mitnimmt. Sehnsüchtig gehen meine Augen in der Richtung Riggisberg, wo du heute im kleinen, engen Altenteil deine müden Kunzehände sicher über einem Buch gefaltet hältst, ein wenig döselft und vielleicht gerade an den Wildfang denkst, der dir so oft das Leben sauer machte. Liebes, altes Meni, ich denke an dich und wenn es eine Fernverbindung der Gedanken gibt, so spürst du es

Da werden wir schon das erste Häuflein brauner Dächer von Riggisberg gewahr. Hoch über allem thront die Kirche mit dem vierstötigen Turm.

Ein wenig müde und durchfroren setzen wir uns zu einem Imbis. Wahrlich, das alte Gasthaus führt die Sonne nicht nur im Schild. Warm und golden fließt sie durch das breite, behäbige Fenster und trifft die leuchtend rote Primel, die vor uns auf dem weißen Damasttuch steht. Diese Sonne, die so zärtlich die vorzeitige Lenzblume umfängt, der behagliche Raum, der gute Kaffee und — end' aller end's — ein radioverschandeltes Bachkonzert irgendwoher aus der weiten Welt, — — — wer wollte sich da nicht wohl fühlen? — — —

Aber die Landstraße ruft uns. Wir können nicht weilen. Ein wenig begehrlich streifen doch meine Augen die parkenden Autos draußen. Aber nein. Wir wollen ja marschieren! Im Abendschein des sinkenden Tages erreichen wir Thurnen. Nicht bevor uns die Straße noch ein liebliches Idyll geschenkt. Ein rauschender Bach läuft mit uns der Straße entlang um die Wette, bis ihn ein plumper Holzfännel — weiß Gott zu welchem Zweck — auffängt. Nun geht er murrend und knurrend mit uns, gurgelt und grollt, bis er sich auf einmal wildschäumend seinem Bändiger entschlägt. Jauchzend, der wiedergewonnenen Freiheit sich freuend, stürzt er hangab in ein lichtes Gehölz, durch das die Abendsonne zündet und der safrangelbe Himmel sein letztes großes Leuchten zu uns trägt. Da sehe ich in dem hellen Licht eine Haselstaude aufglänzen, die schon den Frühling im Mark spürt. Die Haselzötteli sind schon schwelend und lang wie die Tage, die dem jungen Jahr aus dem Schoß fallen. Es geht dem Frühling entgegen, trotz harter Bise und Neuschnee! Die Haselzötteli haben es mir verraten.

Arbeiten älterer Arbeitsloser.

Die formvollendeten, in hellem Silberglanz strahlenden Arbeiten, die in den Versuchswerkstätten in Zürich durch ältere Arbeitslose hergestellt werden, sind nunmehr auch in Bern zu sehen. Hier, sowie auch in andern Städten der Schweiz, befaßt man sich ernstlich mit der Frage, derartige Arbeiten gleichfalls durch Arbeitslose und Arbeiter, die zum Umlernen gezwungen sind, fertigstellen zu lassen. Diese Schüsseln, Gefäße jeglicher Art, Bücherstützen, Tabletten, Servierböns usw. sind auch insofern interessant, als sie aus einer neuen Aluminiumlegierung, dem Razatal, hergestellt sind, das große Vorzüge gegenüber andern Metallen besitzt und ein außergewöhnlich feines Schweizerprodukt darstellen. Razatal, vom Erfinder und Leiter der Versuchswerkstätten für ältere Arbeitslose in Zürich, Prof. R. A. Zutt, also be-